

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Germann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

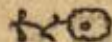
Nummer 83

Sonntag, den 14. Juli 1918

96. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. Juli (8. Sonntag nach Pfingsten):  
Bonaventura; Montag, 15. Juli: Heinrich; Dienstag,  
16. Juli: Maria vom Berge Karmel; (Scapulierfest);  
Mittwoch, 17. Juli: Alexius; Donnerstag, 18. Juli:  
Kamillus; Freitag, 19. Juli: Vinzenz von Paul;  
Samstag, 20. Juli: Hieronymus Aemilianus.



## Achter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 16, 1-9.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in Abeln Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Grabeu kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Öl. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem andern: Wieviel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Metter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und er lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freude mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.

\*

Alle Jahre wieder läßt die Kirche die Mahnung erklingen: Gib Rechenschaft! Ein gar ernstes Wort! Wer muß Rechenschaft geben? Der Verwalter. Wer ist Verwalter? Jeder Mensch. Denn jeder Mensch ist Verwalter, auch der, welcher „keinen Halm und keine Kr.“ besitzt. Vor allem aber müssen jene, die mit Glücksgütern gesegnet sind, die Wahrheit nicht vergessen, daß sie nur Verwalter der Güter sind. Menschen gegenüber sind sie Eigentümer, und wer sie in ihrem rechtmäßigen Besitz hören wollte, der würde sich einer Unge rechtigkeit schuldig machen. Der Besitzer mag mit seinem Geld schalten, wie es ihm beliebt. Wenn er kein Gesetz übertreißt, so kann ihn Niemand der Verletzung der Gerechtigkeit zeihen. Mag er sich an den Rhein stellen und seine Goldstücke hineinwerfen, weil ihm das Klätschern Freude macht; wer will ihn hindern? Einen Thoren magst du ihn schelten; aber begehrt er gegen Jemand ein Unrecht? Gegen Menschen nicht, wohl aber gegen Gott. Denn Gott gegenüber ist der Mensch nicht Herr, sondern Verwalter der Güter. Gott allein ist unbeschränkter Herr. Und wenn er irgend einem Menschen die Güter, die in seinem Besitz sind, nimmt, so macht er nur von seinem Rechte Gebrauch, und Niemand kann ihn des Unrechtes zeihen. Der Mensch ist sein Verwalter. Ein Verwalter muß sich richten nach dem Willen des Herrn. Und der Mensch ist im Gebrauch seiner Güter gebunden an den Willen Gottes. Er muß sich fragen: Wozu hat Gott mir die

Güter anvertraut? Wie muß ich sie nach seinem Willen benutzen? Kein Mensch aber darf es sich herausnehmen, die Güter anzuwenden gegen den Willen Gottes. Wie wäre es so heilsam, wenn alle Menschen von diesem Gedanken durchdrungen wären! Wie wäre die Anwendung des Reichthums gar oft eine andere! Aber wo sind denn die Menschen, welche sich stets von diesem Gedanken leiten lassen? Die große Masse sicherlich nicht! Oder könnte sonst ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet sein, zu dem vielen Geld immer nur Geld zu häufen? Wo hat denn der Herr im Himmel jemals zu einem seiner Verwalter auf Erden gesagt: Das ist mein erstes Gebot, daß du möglichst viel Geld zusammenbringst und deinen Besitz stets zu mehren suchst. Nie darfst du sagen: Es ist genug. Stets muß der Reichthum sich mehren. Ja, wenn es um die himmlischen Schätze sich handelte, da ist es ja so der Wille Gottes. Aber auch bezüglich der irdischen? Du weißt, lieber Leser, daß in dieser Beziehung sein Wort ganz anders lautet. „Wehe euch, sagt er, die ihr Haus an Haus reihet und Acker an Acker fügt bis an die Grenzen der Gemarkung! Wollt ihr etwa allein wohnen im Lande?“ (Mt. 5.) In unserer Zeit der Kapitalwirtschaft würde das heißen: „Wehe euch, die ihr auf nichts sinnt, als Millionen auf Millionen zu häufen. Wollt ihr alles Vermögen an euch reihen und die kleineren und mittleren Erbsitzen vernichten?“ Was könnt ihr Gutes tun, Großes wirken mit euerm Reichthum! Kann denn kein anderer Gedanke in euer Herz einbringen als der Gedanke an Geld und Gut und Reichthum? Warum nimmt nicht der Gedanke der Liebe dort Platz? der Nachahmung des Heilandes?

Noch wo komme ich hin? Schreibe ich denn für Kräuze? Ich wollte wohl, daß auch die Finanzmächigen mein Wort beherzigten. Aber, nicht wahr, dieses Sonntagsblatt, den Weg in die Paläste der Millionäre findest du nur selten. Dein Heim ist mehr in den Hütten der Armen, in dem Hause des schlichten Mannes. Sind etwa die keine Verwalter Gottes? Gewiß! Es gibt noch andere und höhere Güter als Geld und Gold. Sag an, lieber Leser, wenn dir Jemand eine Million für deine beiden Augen bieten wollte, würdest du sie hergeben? Sicher nicht! Sieh also, sie sind dir mehr als eine Million. Und deine Ohren, deine Hände, deine Füße, dein gesunder Verstand, deine Gesundheit — sind das nicht wieder Millionen? Wohlau, auch diese Güter sind dir von Gott verliehen. Auch darüber bist du nur Verwalter. Du kannst nicht nach Belieben damit schalten und walten, sondern nur dem Willen Gottes gemäß. Wenn falsche Propheten kommen von außen oder von innen, Genossen des Teufels von außen oder Leidenschaft und böse Lust von innen, und dich zu verführen suchen, die Güter zur Sünde zu missbrauchen, verweigere es nie: Du bist nur Verwalter. Du darfst nicht handeln gegen den Willen des Herrn. Verweigere es nicht: Du mußt Rechenschaft geben. Gib dir heute mal selbst Rechenschaft! Gehe die Güter durch und frage dich, wie du sie benutzt. Ob du treu warst in der Verwaltung oder ob du vor dem Richter ättern mußt. Noch ist es Zeit. Noch ist er der Gott der Barmherzigkeit. Noch läßt er dir neben dem Evangelium von der Rechenschaft auch das vom verlorenen Schaflein vorlesen. Und nächsten Sonntag sehen wir wieder sein erbarmungsvolles Herz an den Tränen des Mitleids, die er über Jerusalem weint. Benutze seine Barmherzigkeit. Laß deine Schuld dir schenken. Aber dann bleibe treu! Dann laß dir stets den Ruf ins Ohr und Herz hineintönen: Gib Rechenschaft!

J. B.: A.

## Maria Scapulierfest

16. Juli.

„Wege mich wie ein Siegel an dein Herz.“ (Cant. 6, 8.)

Wie der geniale Künstler in seinem äußeren Verhalten oft manches zur Schau trägt, was dem einfach schlichten Manne vom Lande unverständlich ist, so ist auch der tief kindlichen Frömmigkeit manches eigen, das der weltlich geübte oder gar ungläubige Mensch nicht verstehen kann. Das zeigt sich oft sehr deutlich bei der andächtigen Verehrung des Scapulierers der allerfestigsten Jungfrau Maria.

Im Andenken an die Propheten Elias und Elisha hatten sich seit den ersten christlichen Jahrhunderten fromme Einsiedler in den vielen Grotten und Höhlen der Bergkette des Karmel niedergelassen. Im 1200 erhielten diese Eremiten eine strenge Ordensregel, die vom Papste Bonifatius VIII. bestätigt wurde. Sie nannten sich „Brüder hl. Jungfrau vom Berge Karmel“. Wegen der fortwährenden Verfolgung durch die Sarazenen verließen sie den Berg Karmel und begaben sich ins Abendland. Hier breitete sich der Orden so stark aus, daß im Jahre 1245 zu Antwerpen, in der Grafschaft Gent, das erste Generalkapitel in Europa stattfinden konnte. Hier wurde der Engländer Simon Stock zum Generaloberen gewählt.

Simon Stock, der vor seinem Eintritte in den Orden als Einsiedler gelebt hatte, gab sich mit Feuerfester göttlich der Abtötung und dem Gebete hin. Die Höhlung eines alten Baumstammes war ihm Herberge für den Tag, Schlafstätte für die Nacht und Kapelle für seine Andacht. Dabei sein Beinamen „Stock“. Sein eifrigstes Bemühen war es, die Verehrung der seligsten Jungfrau zu fördern.

Die Chronik des Karmeliterordens erzählt von ihm: zwei Jahre vor seinem Tode, i. J. 1263, sei ihm die Himmelskönigin erschienen, von Engelscharen umgeben und habe ihm ein Scapulier überreicht mit den Worten: „Nimm dieses Scapulierkleid deines Ordens, das Merkmal meiner Bruderschaft; es ist ein Zeichen des Heiliges, ein Untersand des Friedens und des ewigen Bundes — wer mit demselben stirbt, wird das ewige Feuer nicht leiden.“ — Mit der Zeit bildete sich eine Bruderschaft „vom Scapulier“ und breitete sich erstaunlich aus. Nicht nur Massen des Volkes, sondern auch Fürsten und Könige trugen ihr bei. Das Jahresfest unter dem Titel „Maria vom Berge Karmel“ wurde zuerst vom Papste Sixtus V. für den Karmeliterorden genehmigt, dann von Benedikt XIII. allgemein angeordnet und auf den heutigen Tag festgesetzt.

Daß man in der katholischen Kirche nicht kritiklos jede fromme Erscheinung glaubt, und daß die katholische Kirche die wissenschaftliche Forschung und Kritik nicht unterdrückt, sehen wir sehr deutlich an der Tatsache, daß von katholischen Theologen die Wahrheit und Wirklichkeit der Erscheinung des Simon Stock bestritten worden ist, trotzdem derselbe von der Kirche als Seliger verehrt wird. Weil wir aber wissen, wie sorgfältig die Kirche jedes Einzelne von denen prüft, deren öffentliche Verehrung sie zuläßt, so ist es uns nicht im geringsten zweifelhaft, daß der hl. Simon Stock wirklich in so außerordentlicher Weise von der Gottesmutter ausgezeichnet wurde.

Indessen selbst wenn die Erscheinung des hl. Simon Stock nicht wissenschaftlich feststände, würde das nichts ändern an der Verehrung und Wichtigkeit der Verehrung des Scapulierers. Die Kirche hat diese Verehrung ausdrücklich gutgeheißen, hat mit dem andächtigen Tragen des Scapulierers reiche

Abfälle verbunden, und für die ganze Kirche das Scapulierfest angeordnet. Das Scapulier ist ein jener Zeichen, deren der sinnliche Mensch bedarf, um sich das Geistige und Göttliche zu veranschaulichen, den Glauben an das Unsichtbare festzuhalten, der Hoffnung einen höheren Aufschwung, der Liebe reichere Nahrung zu geben.

Wir wissen recht gut, daß dem Scapuliere selbst gar keine besondere Kraft innewohnt. Wir halten das Scapulier in Ehren als einen geweihten Gegenstand. Wir tragen das Scapulier als Vereinsabzeichen der Scapulier-Bruderschaft. Die Mitglieder dieser Bruderschaft stellen sich in besonderer Weise unter den mütterlichen Schutz der Himmelskönigin und nehmen sich vor, eifrige Diener und Dienerinnen der Mutter Gottes zu sein und ihr Beispiel und Leben nachzuahmen.

Freilich entzieht Maria ihre Sorge und Hilfe keinem Menschen, der durch das Blut ihres Sohnes erlöst ist; wem sie sich aber ganz besonders widmen will, wer in hervorragender Weise Gegenstand ihres mütterlichen Schutzes sein soll, das hat Maria selbst zu bestimmen. Wie nun reiche und fürstliche Personen von ihren Dienern verlangen, daß sie besondere Abzeichen tragen, so erklärt auch die Königin Himmels und der Erde: Wer zu meinem Hofstaate gehören will, möge als äußeres Abzeichen mein Scapulier tragen.

Die Mitglieder der Scapulier-Bruderschaft haben keinerlei besondere Verbindlichkeit, zu denen sie unter Sünde verpflichtet sind. Also nur Nutzen und keine Lasten! So kommt es, daß diese Bruderschaft auf der ganzen katholischen Welt verbreitet ist, und in großer Anzahl selbst solche Männer und Jünglinge zu ihren Mitgliedern zählt, die sonst nicht gerade für viele Bruderschaften geeignet sind.

Nur eingebildete Weisheit und Aufgeklärte verschreiben und verwerfen das Scapulier als ein Spielzeug kindischer Frömmigkeit; als einen Wahn, der den Menschen in falsche Sicherheit eingewiegt, und so das rege Streben nach Tugend und Vollkommenheit vernichtet.

Schaue am Scapulierfeste nach, ob dein Scapulier oder die Scapulier-Medaille in Ordnung, und ob dein Leben und Streben so ist, daß Maria dich mit Freude unter ihren Kindern sieht.

P. R. Sch.



### Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch., O. F. M.

#### Hypnotismus und Aberglaube. III.

Während der natürliche Schlaf von selbst eintritt, muß der hypnotische Schlaf künstlich herbeigeführt werden. Nun die Frage:

#### Wodurch wird die Hypnose hervorgerufen?

Früher glaubte man, einzelne Personen befähigen in ihren Nerven oder in anderen Organen des Körpers eine besondere Kraft in Form eines magnetischen oder elektrischen Fluidums, ähnlich wie der Bitteraal seine Elektrizität. Durch bestimmte Handlungen könnten sie dieses Fluidum auf andere übertragen, die dann dadurch in Hypnose versetzt würden (Magnetismus). Heutzutage weiß man mit Bestimmtheit, daß weder der Hypnotiseur über ein solches Fluidum verfügt, noch daß es etwas Rehnliches bedarf, um jemanden zu hypnotisieren. Darum kann aber doch nicht ein jeder ohne weiteres Hypnotiseur spielen. Das Hypnotisieren ist eine Kunst. Eine jede Kunst erfordert Übung und natürliche Anlagen. Als natürliche Anlagen des Hypnotiseurs müssen gelten: auf der einen Seite Ruhe und Geduld des Gemütes, und auf der anderen Seite Entschiedenheit und Sicherheit im Auftreten.

Die Mittel, deren man sich zur Erzeugung der Hypnose bedient, sind entweder körperliche (soma-tische) oder seelische (psychische). Zu den körperlichen Mitteln gehören zunächst gewisse Striche, welche der Hypnotiseur mit der Hand über den Körper der Versuchsperson macht. Diese Striche wandten besonders die alten Magnetisierer an, die noch von der Existenz eines magnetischen Fluidums überzeugt waren. Einer der intelligentesten Magnetisierer, Deleuze mit Namen, beschreibt die Anwendung dieses Mittels also: „Man

nimmt den Daumen der Person zwischen die eigenen Finger den Innenrand der ihrigen berührt, und hält seine Augen auf die Person gerichtet. So verbleibt man 2-5 Minuten, bis man verspürt, daß die Wärme der eigenen Finger sich mit derjenigen der Person ausgeglichen hat. Darauf zieht man seine Hände zurück, indem man sie nach rechts und nach links spreizt und oerart wendet, daß ihre Innenfläche nach außen sieht. Man hebt dann die Hände bis zur Höhe des Kopfes der Person, legt sie auf deren beide Schultern eine Minute lang, und fährt mit ihnen unter leichter Berührung längs den Armen bis zu den Fingerspitzen herab. Dieses wiederholt man fünf bis sechsmal, indem man am Schlusse jedesmal die Hände abwendet und etwas vom Körper entfernt. Dann legt man die Hände auf den Kopf der Person, verweilt dort einen Augenblick, und streicht mit ihnen über das Gesicht bis zur Magen-grube, wo man ungefähr zwei Minuten innehält, die Daumen auf die Magen-grube und die andern Finger unterhalb der Rippen einlegt. Dann streicht man langsam über den Körper bis zu den Knien oder zu den Fußspitzen.“ Diese Striche werden wiederholt. — Noch jetzt bedienen sich manche Hypnotisierer solcher Striche, nur pflegt jeder seine eigene Art zu haben.

Ein anderes körperliches Mittel, jemanden zu hypnotisieren, beschreibt der „Erfinder“ die Hypnose, der englische Chirurg Braid: „Man nimmt einen glänzenden Gegenstand zwischen Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand, hält ihn 25-45 Zentimeter von den Augen der Person entfernt, und zwar so viel höher als die Stirn, daß die größte Anstrengung der Augen und Lider notwendig ist, um den Gegenstand unverändert zu fixieren. Man muß der Person begreiflich machen, daß sie die Augen unverwandt auf den Gegenstand richten, und den Geist nur mit der Vorstellung dieses Gegenstandes beschäftigen soll. Die Pupillen werden sich zuerst zusammenziehen, dann werden sie anfangen, sich zu erweitern, und wenn sie bis zu einem gewissen Grade erweitert sind, in Schwankungen geraten. Wenn man dies bemerkt, fährt man mit dem Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand von dem fixierten Gegenstande her gegen die Augen. Meistens geschieht es dann, daß die Augenlider der Person sich unwillkürlich unter Jittern schließen. — Auch dieses Mittel wird noch manchmal angewandt, wengleich die Fixierung der Augen keinen wesentlichen Einfluß auf das Zustandekommen der Hypnose hat, und oft schädlich für die Gesundheit ist.

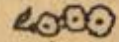
Ein ganz anderes körperliches Mittel wählte Charcot an: er ließ in nächster Nähe der Versuchsperson ein Magnesiumlicht aufblitzen oder brachte ein kleines Paket Schießbaumwolle zur Explosion. Die Hypnose, die so entsteht, ist eine Art Schreckensstarre. Doch wählte Charcot auch andere Mittel an, namentlich Fixierung der Augen, leisen Druck auf die Augäpfel, Sehen der Augenlider und zartes Streicheln des Scheitels oder der Stirne.

Manche Personen sind von Natur aus leicht zu hypnotisieren, z. B. viele Hysterische; andere sind leicht zu hypnotisieren infolge öfterer Hypnos. Bei ihnen genügt oftmals schon, daß der Hypnotiseur sie Aug in Auge scharf fixiert, ihnen kurze Zeit die Augen zuhält, oder sie auf das Ticken einer Taschenuhr gespannt horchen läßt.

Die seelischen Mittel, jemanden in Hypnose zu versetzen, bestehen alle in einer Suggestion (Eingebung) von Vorstellungen des Schlafes. „Wir suchen ihm den Schlaf einzureden (zu suggerieren), indem wir ihm den Eintritt seiner Empfindungen und seelischen Veränderungen ankündigen, welche sich gewöhnlich beim Einschlafen einstellen.“ Die Suggestion des Einschlafens ist das Wichtigste bei allen Methoden des Hypnotisierens. Es kann jemand sich auch die Vorstellung des Einschlafens selbst schaffen und so sich selbst hypnotisieren, welches aber gefährlich ist, weil oft die Hypnose nicht wieder entfernt werden kann.

Der Schlaf läßt sich ja leicht durch Suggestion hervorrufen. Viele Menschen werden schon schläfrig und jangen an zu gähnen, wenn sie sehen, daß andere dies tun. Wenn man nun die Erscheinungen des Schlafes beschreibt (Ermüdung,

Schwere der Augenlider usw.), den Schlaf anländigt, und diese Rede durch eine bequeme Lage unterstützt, alle störenden Einflüsse, welche die Aufmerksamkeit ablenken, fernhält, dann wird es selten lange dauern, ehe die Person Neigung zum Schlafen fühlt, es sei denn, daß sie sich absichtlich gegen die Schlaf-suggestion sträubt.



### Ein seltenes Gotteshaus

Aus dem Sagenschatz des böhmischen Volkes  
Von Erich Hundtrierer

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen hundert Jahren, als das Städtchen Jizelitz in Böhmen noch mit Mauern umgeben war, lebte daselbst ein wohlhabender Bürger, dessen Gattin sich aufs eifrigste mit der Bienenzucht befaßte. Sie hatte in ihrem Hausgarten, der mit jenem des damaligen Dechant's zusammenstieß, mehrere Bienenstöcke angelegt, die jedoch zu ihrem größten Leidwesen regelmäßig von den Bienen verlassen wurden, so daß die gute Frau trotz aller von ihr angewandten Kunstgriffe nicht ein Quentchen Honig zu erzielen vermochte. Eines Tages, als abermals ein ganzer Schwarm ausgeflogen war und die arme Bürger'sfrau sich wieder in ihren Hoffnungen getäuscht sah, begegnete ihr ein altes Mütterchen, das sich mit lebhafter Teilnahme nach dem Kummer der trostlosen Bienenzüchterin erkundigte.

„Ihr könnt mir nicht helfen,“ erwiderte Frau Martha, indem sie sich die hellen Tränen aus den Augen wuschte, „oder wißt Ihr vielleicht ein sicheres Mittel, das Ausfliegen der Bienen zu verhindern?“

„Gewiß weiß ich eins,“ gab das Mütterchen zur Antwort, „und wenn Ihr meinem Räte folgen wollt, so werdet Ihr Euch bald von dessen Vortrefflichkeit überzeugen.“

„Und worin besteht dieses Mittel?“ fragte die Bürger'sfrau.

„Geht morgen zur Kommunion und empfanget die Hostie, ohne sie zu verschlucken. Hierauf legt sie vorsichtig in Euer Gebetbuch und wartet die Mitternachtsstunde ab. Mit dem Glockenschlag Zwölf legt die Hostie in den mittleren Bienenstock, und die Bienen werden nicht mehr ausfliegen; dafür bürge ich Euch.“

Frau Martha dankte der Alten für den guten Rat und brückte ihr, als sie den Heimweg antrat, einen blanken Taler in die Hand, den das Mütterchen mit freudestrahelndem Antlitze und unzähligen Verbeugungen in Empfang nahm.

Am anderen Morgen ging Frau Martha zur Beichte und Kommunion und legte, dem Räte des Mütterchens gemäß, die hl. Hostie unbemerkt in ihr Gebetbuch, worauf sie eilig das Gotteshaus verließ.

Als endlich die Nacht hereinbrach und die Glocke der Turmuhr die Mitternachtsstunde verkündete, schlüpfte Frau Martha vorsichtig in den Garten und leate nicht ohne Zagen die hl. Hostie in den mittleren Bienenstock. Zurrieden mit der glücklichen Ausführung ihres Vorhabens, kehrte sie ebenso leise ins Haus zurück und erreichte unbemerkt ihr Kammerlein, wo sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne noch wach fanden.

Am folgenden Tage wimmelte es in den Stöcken von Bienen, die mit emsigem Fleiße im Garten hin und her flogen und aus den duftenden Blumenkelchen ihre süße Nahrung schöpften. Frau Martha's Entzücken kannte keine Grenzen; sie brachte fast den ganzen Tag im Garten zu, das rastlose Walten der fleißigen Tierchen mit stiller Freude beobachtend, und berechnete als eifrige Wirtin schon den Nutzen, den die Bienen für die Hauswirtschaft abzuwerfen versprochen. Während sie in solchen Vertachtungen versunken da saß, wurden ihre Kühe in den Garten zur Weide getrieben. Die Tiere, sonst so geduldig und still, zeigten diesmal eine auffallende Unruhe. Sie steckten die Köpfe zusammen, ließen ein dumpfes Gebrüll ertönen und trabten dichteschart auf den mittleren Bienenstock zu, vor welchem sie zu Frau Martha's nicht geringerer Bestürzung in die Anie sanken. Nur mit Mühe gelang es Frau Martha und eintagen herbeieilenden, die aufgeregten Tiere hinwegzutreiben.

Dieser Vorfall wurde auch von dem greisen Dechant beobachtet, den das schöne Wetter an das Fenster gelockt hatte. Er ließ sofort den Besitzer jenes Gartens zu sich beiseiden und forderte ihn auf, ihn über das seltsame Gebahren der Kühe aufzuklären. „Es unterliegt keinem Zweifel,“ setzte er ernst hinzu, „daß hier ein Geheimnis abwaltet, dessen Enthüllung ich für meine heilige Pflicht ansehe.“

„Auch mir hat dies ungewöhnliche Ereignis über alle Maßen befremdet,“ erwiderte der Bürger,

„und da ich Euch, hochwürdiger Herr, keinen Aufschluß hierüber zu geben vermag, so laß uns doch den morgenden Tag abwarten, damit wir sehen, ob die Tiere sich in gleicher Weise gebärden, sobald sie abermals den Garten betreten.“

„Es sei!“ sagte der Dechant. „Wenn jedoch der heutige Vorfall sich morgen wiederholt, so bleibe mir nichts anderes übrig, als die Bienenstöcke untersuchen zu lassen.“

„Und ich werde Euch darin bereitwilligst unterstützen, hochwürdiger Herr,“ entgegnete der Bürger, der ebenfalls von ganzem Herzen Aufklärung wünschte, und er verabschiedete sich ehrerbietig von dem Dechant, der ihn huldvoll entließ.

Am folgenden Abend wiederholte sich zum großen Erstaunen aller Hausbewohner dasselbe Schauspiel.

Raum wurden die Röhre in den Garten getrieben, als sie abermals die Köpfe zusammenstreckten und leise brüllend vor dem mittlern Bienenstock niederstüelten. Der Dechant, welcher mit mehreren Magistratspersonen am Fenster stand und den sonderbaren Vorgang mit steigender Verwunderung beobachtete, wandte sich nun an jene mit der Aufforderung, ihn in den Garten zu begleiten und die Bienenstöcke zu untersuchen. Man öffnete den ersten und den zweiten Bienenstock, ohne etwas zu entdecken. Als man aber den mittleren Bienenstock erbrach, fand man darin eine kunstvoll aus Wachs geformte Monstranz, auf deren oberstem Kreuze die Bienenmutter saß. In der Monstranz selbst gewahrte man die Hostie, welche Frau Martha in den Bienenstock gelegt hatte. Tief ergriffen von diesem Anblick sanken alle Anwesenden auf die Knie, und der Dechant sprach mit bebender Stimme ein kurzes Gebet, in welches die andern andachtsvoll einfielen. Hierauf begaben sich alle in die Kirche, von wo aus sich bald eine feierliche Prozession in den Garten bewegte, um die Monstranz in das Gotteshaus hinüberzutragen. Die Kunde von diesem wunderbaren Ereignis verbreitete sich rasch durch die ganze Stadt, und jung und alt strömte eiligst herbei, um die Monstranz in Augenschein zu nehmen und den Allmächtigen, der dies Wunder bewirkt, aus tiefster Seele zu pfeifen. Es ward beschlossen, nach dem Muster dieser Monstranz eine silberne anfertigen zu lassen und das hierzu erforderliche Silber durch freiwillige Spenden der Bürgerschaft herbeizuschaffen. So entstand eine herrliche Monstranz für die Pöhlthor Pfarrkirche, die auch während eines großen Brandes mitten unter den glühenden Balken und Trümmern unversehrt blieb, während jene von den Bienen versetzte Monstranz im Laufe der Zeiten verloren ging.

### Ein Judaslohn

Einer der gefürchtetsten und gehaßtesten Männer seiner Zeit war der Herzog Alba, der die ihm unterstellten niederländischen Provinzen mit drakonischer Härte regierte.

Täglich wurden Bürger aus allen Kreisen in die Gefängnisse geschleppt und nach summarischem Verhör, das aller Gefeslichkeit widersprach, zum Tode verurteilt.

Dies Verfahren erbitterte das Volk in höchstem Grad und trug nicht wenig dazu bei, es zum Aufstand zu reizen. Man haßte den Herzog Alba; laut und leise wurde ihm geslucht und nur ein einziges Mal erwartete er sich die Dankbarkeit eines Niederländers.

Die Sache trug sich folgendermaßen zu: Drei Messerschmiede, ehrliche, angelehene Bürger, die mit ihren Waren beladen von Mecheln nach Valence wanderten, traten unterwegs einen Mann, der ihnen durch sein abstoßendes Aeußere und seinen unheimlichen Blick rathel.

Trotzdem riefen sie ihm ein Wort des Grußes zu, als sie an ihm vorüberdriften. Da er sie jedoch keines Gegengrusses würdigte, ärgerten sie sich über ihn und beschlossen, ihn für seine Unhöflichkeit zu strafen.

„Geda, Freund!“ riefen sie ihm zu. „Wir haben so schwer zu tragen, Ihr könntet uns doch ein wenig helfen.“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, luden sie ihm einen Rast auf die Schultern.

Da der Fremde einer gegen drei war, so machte er gute Miene zum bösen Spiel, indem er die Last ruhig auf sich nahm und sich sogar mit seinen Gefährten unterhielt.

Dabei hörte er sie geschickt über ihre Besinnungen gegen den Herzog Alba aus und die ehrlichen Händler, die seine Unglück nicht merkten, ließen sich unversehens einige nicht eben schmeichelhafte Aeußerungen über den Vorkämpfer der Niederlande entlocken. Als sie Valence erreichten, luden sie den Fremden ein, mit ihm ins Wirtshaus zu treten und einen Imbiß zu nehmen.

Er sagte zu; während sie jedoch mit dem Wirt verhandelten, ging er auf einige Augenblicke fort. Dem

Wirtshaus gegenüber lag das Gefängnis, in dem so mancher der Regierung Mißliebige schmachtete.

Von ihrem Tische aus konnten die drei Messerschmiede, denen sich der Fremde wieder zugesellt hatte, den Gefängnißhof sehen und da bemerkten sie — nicht ohne Schauern, daß auf dem Platz drei Galgen errichtet wurden, um die sich eine große Menschenmenge sammelte.

„Sollte der schreckliche Jan Spelleken hier sein?“

### Kriegsgebet

Von Paul Gerhardt.

Herr, der du vormals hast dein Land  
Mit Gnaden angeblicket,  
Und des gefang'nen Jakobs Band  
Gelöst und ihn erquidet,  
Der Du die Sünd' und Missetat,  
Die dein Volk vor begangen hat  
Hast väterlich verziehen.

Herr, der du deines Eifers Blut  
Zuvor oft abgewendet,  
Und nach dem Jorn das süße Gut  
Der Lieb' und Huld gespendet:  
Ach, frommes Herz! Ach unser Heill!  
Nimm weg und hebe auf in Eil'  
Was uns an jeho kränket.

Bösch aus, Herr, deinen großen Grimm  
Im Bruyren deiner Gnaden!  
Erfreu und tröst' uns wiederum  
Nach ausgestand'nem Schaden!  
Willst du denn zürnen ewiglich,  
Und sollen deine Fluten sich  
Ohn' alles End' ergießen?

Willst du, o Vater, uns denn nicht  
Nun einmal wieder laben?  
Und sollen wir an deinem Nicht  
Nicht wieder Freude haben?  
Ach! Geuß aus deines Himmels Haus,  
Herr, deine Güte und Segen aus  
Auf uns und un're Häuser.

Ach, daß ich hören soll das Wort  
Erhallen bald auf Erden,  
Daß Frieden sollt' an allem Ort,  
Wo Christen wohnen, werden!  
Ach, daß uns Gott doch sagte zu  
Des Krieges Schluß, der Waffen Ruh'  
Und alles Unglücks Ende!

Ach, daß doch diese böse Zeit  
Sich stellt in guten Tagen,  
Damit wir in dem großen Leid  
Nicht möchten ganz verzagen!  
Doch ist ja Gottes Hilfe nah,  
Und seine Gnade stehet da  
Al' denen, die ihn fürchten.

Wenn wir nur fromm sind, wird sich Gott  
Schon wieder zu uns wenden,  
Den Krieg und alle and're Not  
Nach Wunsch und also enden,  
Daß seine Ehr in un'rem Land  
Und über alle werd' erkannt,  
Ja, stetig bei uns wohne.

Die Güte und Treue werden schön  
Einander grünen müssen,  
Gerechtigkeit wird einher geh'n,  
Und Friede wird sie küssen.  
Die Treue wird mit Luth und Freund'  
Auf Erden blüh'n, Gerechtigkeit  
Wird von dem Himmel schauen.

Der Herr wird uns viel Gutes tun,  
Das Land wird Fruchte geben,  
Und die in seinem Schoße ruh'n,  
Die werden davon leben;  
Gerechtigkeit wird dennoch steh'n  
Und stets in vollem Schwange geh'n  
Zur Ehre seines Namens.

äußerte der eine Messerschmied. „Wo er sich zeigt, ist auch der Denker nicht weit.“

„Ein trauriges Schauspiel!“ nickte der Zweite. „Ach, daran gewöhnt man sich!“ lachte ihr unheimlicher Begleiter, „man sieht dergleichen ja jetzt jeden Tag. Wir sind übrigens gerade zu rechter Zeit gekommen, uns den Spah anzusehen; denn natürlich müßt Ihr mit dabei sein,“ fügte er in bedeutungsvollem Tone hinzu.

Und er hatte Recht, denn die drei Galgen waren für die unglücklichen Händler bestimmt, die nicht ahnten, daß ihr Tischgenosse kein anderer war als Jahn Spelleken, der, während sie die Mahlzeit bestellten, beim Gerichtstrübnal ihre summarische Verurteilung zum Tode wegen Hochverrats gegen den Herzog Alba veranlaßt hatte.

Noch tadelte er wie ein Judas Ischariot mit ihnen, als er plötzlich zu seinem Erstaunen bemerkte, daß zwei der Galgen wieder niedergedrückt wurden; währte eine Anzahl Reittener der Platz besetzte.

Rasch erhob er sich, um die Ursache zu begründen, doch ehe er noch die Türe erreicht hatte, traten zwei Soldaten ein, die Jan Spelleken im Namen des Herzogs Alba verhafteten.

Der Regent, den sein Weg gerade zu dieser Stunde durch Valence führte, hatte sich das Gefangenenzimmer vorlegen lassen und durch einen Zufall erfahren, daß Spelleken im Begriff stand, drei ehrliche, in der ganzen Gegend geachtete Männer ohne weiteres hängen zu lassen.

Alba, der sich in seiner Stellung genügend gesichert glaubte, hielt es für rathsam, seinen Agenten, gegen den eine maßlose Erbitterung im Volke herrschte, zu opfern.

Ein Mann rascher Tat, ließ er ihn sofort verhaften und kaum zehn Minuten später hatte ihn das Schicksal ereilt, das er den armen Händlern zugedacht.

Das Volk jubelte über die Befreiung von diesem blutdürstigen Schurken, der seine eigenen Landsleute dem Henker überließerte und um den Lohn für seine Judaslathen erhalten hatte.

Die drei Männer aus Mecheln aber, die mit Schreden vernahmen, wie nahe sie dem Tode gewesen, segneten den Herzog Alba, dessen rechtzeitigen Erscheinen sie ihr Leben verdankten.

### Heidekraut

An der Landstraße, mitten im Wald lag das Häuschen des Chauffeurwärters. Der junge Förster stand am Gartenzäun bei der schmucken Martha und erzählte von allerlei wichtigen und wichtigen Dingen.

Sie hielt einen Strauß weißen Heidekrautes in der Hand, den er ihr geschenkt hatte und senkte ein wenig das blonde Ködenhaupt.

„Weiche Blüten sind selten. So selten, wie die Treue bei hübschen Mädchen. Steden Sie den Strauß mir in die grüne moderne Wase, die Ihnen der Gutsbesitzer geschenkt hat.“

„Sie wollen mich stets kränken. Was mich der angeht! Vater sagt zwar, ich solle freundlich mit ihm reden, er hätte Vorteil davon.“

„Aber — ich kann nicht. Er hat so heiße, kistene Augen. Wenn er mich anschaut, krieg ich Angst vor ihm und möchte am liebsten davonlaufen.“

„Sie sind gegen alle gleich stolz. Sie wissen doch, was die Bauernburichen aus Grima über Sie sagen. Ich möchte den sehen, der Ihnen gefällt!“

Er schwieg. Sie zupfte an den schmalen krausen Blättern.

„Fräulein Martha!“

Sie hob den Blick und schaute ihn unsicher an. „Kuh! ich wieder von Ihnen gehen ohne beglückende Antwort auf meine thumme Frage? Sie wissen, ich habe Sie gern! Können Sie mich nur ein wenig lieb haben, Fräulein Martha!“

„Heuteabend werde ich Ihnen Antwort geben —“ stotterte sie verwirrt und wandte sich erglühend ab in das Haus. —

Der Abend kam. Martha sah am Guckfenster und zog das Chauffeurgeld von den vorüberkommenden Anbrücker ein. Der Vater war früh zu Bett gegangen, weil er sich nicht wohl fühlte.

Sie zündete die große Laterne an; dann lehnte sie sich an den Tisch und strickte. Das Rollen eines Wagens wurde vernehmbar. Sie erhob sich und öffnete das kleine Fenster. Der Wagen hielt.

Sie steckte die Stange mit dem Beutel hinaus, um das Geld einzufordern. Ihre Hand zitterte, als sie den jungen Gutsbesitzer im Wagen erblickte.

„Ah, Fräulein Martha! Guten Abend! So allein? Was macht denn der Edak?“

„Ich bill' um's Geld!“

„Nicht so unrenndlich! — Hören Sie, Fräulein Martha, ehe ich es vergesse, ich schicke Vater morgen zwei Buntner Kartofeln. Wegen der Dühner soll er mir mal selber kommen.“

„Nun, was macht das kleine Herz? Und der rosene rote Mund immer noch ungefüßt? Könnie Ihnen wasige Geldschätzchen erzählen, Fräulein Martha! Darf ich Ihnen ein wenig Geillichkeit leihen?“

Sie wart. Nachend das Fenster zu, ohne ihn einer Antwort gewärtig zu haben.

„Teufe, kann die kraßbülrig werden!“ lachte er, stieg ab und legte das Chauffeurgeld auf den Fensterrims. Dann grüßte er noch einmal hinüber und fuhr davon.

Und dem Baldesdämmerlicht trat der junggeheiratete, schritt zu dem kleinen Fenster, das sich soeben in Empörung und Scham geschlossen hatte und klopfte leise an.

Martha öffnete und ihre Hand legte noch vor Entzückung über die angetane Schmach. Tränenden Antlitzes, doch ohne Scheu sah sie ihn an.

Sie weinte leise.

„Martha, ich weiß, warum Sie weinen; kam gerade zur rechten Zeit. Der Glende, der Dabel D, er hat sich

das so schön ausgemalt! Den Vater durch allerlei Weichen gewinnen und dann —“

„Dah! ein, halt! ein! Schätze mich!“ schluchzte sie anghüllend und senkte ihr Haupt an seine Brust.

Er drehte ihre bebenden Hände an sich und küßte innig ihren Namen. Dann hob er ihr tränenerfülltes Antlitz empor und sagte mit ernster, ehelicher Liebe und guter Zuredung:

„Ich werde dich schützen! Du sollst nur leutsche, reine Waldesluft atmen und meine liebe Waldblume sein, mein treues Weib!“



# Des Lebens Schule

(O. Fortsetzung.)

Erzählung von Redeatiz.

„Ich verstehe dich nicht, Karl; deine Mutter sagte mir, daß du gegen 100 Mark monatlich hast und dein Väterchen ein lieber, freundlicher Herr ist. Ich mein' — ich dachte“ — und hier wurde Josepha rot bis zur Stirn hinauf, denn sie fühlte, daß das, was sie hatte sagen wollen, ein Vorwurf für ihn sein mußte.

Wenn er als rechtschaffener Sohn gehandelt hätte, brauchte seine Mutter nicht über Jahre der Qual zu klagen! —

Josepha fing bereits zu sehen an, daß bei ihren Freunden doch nicht alles war, wie es hätte sein sollen. Und Karl merkte das und höher stammte die Röthe seines Antlitzes auf.

„Du brauchst nicht inne zu halten, Josepha, man liest, was du denkst, noch ebenso so klar auf deinem Gesichte, als in den Kindertagen. Du meinst, wenn ich genug von meinem Verdienst dazu gegeben hätte, müßten wir weniger Not gehabt haben. Allein, das denkst du, weil du das Leben und die Verhältnisse in der großen Stadt nicht kennst. Tausend oder 1200 Mark das Jahr, ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben.“

Und wie schwer es für einen jungen Mann ist, sein Gottvertrauen festzuhalten, das wirst du begreifen, wenn du erst siehst, wie stolz und läppig die Reichen hier leben und wie sie die Armen verachten. Ja, mein Freund Francesco hat recht, die Abrechnung muß kommen.“

„Gewiß“, sagte Josepha ernst. „Gott wird Gericht halten, so wahr er der Gerechte ist — und Karl“ — und jetzt hatte ihr Ansehen etwas ungemein Mündliches, nicht wahr, wir brauchen nicht auf andere zu sehen. Es hat jeder mit sich selbst zu tun, das er an jenem großen Tage als treuer Haushalter erkunden werde. Und ich glaub', in diesem Punkte haben's die Reichen sogar schwerer als wir, denn wer viel hat, von dem wird viel gefordert, darum ist's auch gar nicht so übel, zu den Armen und Mitleiden auf Erden zu gehören.“

„Du bist immer noch die alte Josepha, und was einen Mann in unserer Zeit bewegen muß, verstehst du nicht.“

„Das mag gern sein, aber Fritz ist auch ein Mann; mit dem rede einmal darüber. Er hat solche stille Art und solche frohlich Gottvertrauen.“

„D ja, der, aber der ist eben blind, und dadurch hat sein Sinn eine andere Richtung. Auch ist er sicher für die Reichen eingenommen, weil er der Günstling eines Reichen sein Fortkommen verdankt.“

Und ich wollte auch nicht sagen, daß es unter den Reichen nicht auch solche gäbe, die ein Bewußtsein haben und sich ihrer Pflichten erinnern, aber sparsam sind sie gesät — das kannst du mir glauben, wie du es schon selbst noch erfahren wirst.“

„Du blickst jetzt auf mich herab — widerspricht nicht, es sieht zu deutlich auf deinem Gesichte geschrieben, daß du den neuen Organisten von St. Paul für einen ganz anderen Mann hältst, als mich, der ich dir leichtsinnig und selbstwichtig erscheine; aber einst wird es offenbar werden, wer am meisten für das Volkswohl gethan und geoffert hat.“

Er stand aufrecht da, mit stolz erhobenerm Haupte. Er sah selbstbewußt und männlich aus, voller Kraft und Feuer, und doch war es kein Gefühl der Verwunderung, das sich in Josepha regte, sondern nur tiefes Mitleid. Der arme Karl! Trotz seines stolzen Mutes war er noch ein gedachter Knabe, ein Rohr, das sich biegen ließ, von allerlei Menschenentwürfen und Leidenschaft. Nicht

hatte er: Fritz stand weit höher als er, nicht weil Josepha ihn so stellte, sondern, weil er stand auf dem Grunde, der die wankenden Wiegen fest macht und den irden, umherschweifenden Sinn auf sein sicheres Ziel weist.

Doch streiten wollte und konnte sie nicht mit Karl, und sie wollte ihn auch nicht trösten.

„Ich weiß, daß du gut und brav sein willst und ein warmes Herz hast. Aber so sonnig auch in den letzten Jahren Fritzens Leben und das meinige dahingeflossen ist, ohne Erfahrung von der Not des armen Mannes sind wir nicht.“

Ich weiß nur zu deutlich, wie elend es bei dem Wellenhäufel war — bin ja ein armes Kind, das eure Güte rettete.“

Und Fritz hat die Nachtseite des Erdenlebens, was Sünde und Not ist, samt seiner Mutter nur zu schwer und schmerzlich zu erfahren gehabt, um nicht das Los derer zu kennen, die in der Tiefen dieses Elends stehen.“

Aber deshalb kann er dir gerade sagen: Nicht Entbehrung, nicht Hunger und Lappen, wohl aber die Sünde, das eigene Verschulden ist die Not des Armen; und was ihm nötig ist und ihm wiedergegeben werden muß, das ist der Heiland, der seine Sünden trägt und sein Herz heilt. Nimme dem Reichen heute sein Gut und teile es unter deine Freunde, die so viel vom Volkswohl reden, und ich sage dir morgen, ob du sie glücklich gemacht hast; durch ein äußeres Pflaster heilt keine Herzenswunde.“

„Wie lug du redest, Josepha!“

Karls Ton klang spöttisch; aber als er Josephas betäubtem Blick blickte, lächelte er hinzu:

„Vielleicht hast du irgendwo und wie recht! Alle, die für das Wohl des Volkes arbeiten, sind keine Heiligen, das weiß ich sehr wohl. Schmarroberpflanzen nisten sich überall ein; doch Herrn Francesco würdest du auch bewundern, er kann einem das Herz heiß und die Hand willig machen. Wenn du und Fritz heute abend mit uns in Müntels Garten kommen wollt, so will ich meinen Freund bitten, daß er mich dahin begleitet, denn vorher muß ich notgedrungen in unserm Klub erscheinen. Ich hätte schon gestern abend nicht fehlen dürfen, und fürchte schon, Francesco hat es mir übel genommen.“

Damit war das Gespräch zu Ende, denn die Mittagspause war vorüber. Karl ging ins Büro zurück, und Josepha setzte sich an Frau Desies statt an die Nähmaschine, während Elschen durchaus den müden Rücken ruhen lassen mußte. Josepha war durch Frau Desies' Erzählungen, wie wenig die Gesellschaft dort für ihren Sohn taugte, und Elschen blasse Wangen hatten sich gezeigt, als sie zu Josepha davon sprach, welsch' unangenehmen Eindruck gerade jener gepriesene Francesco auf sie gemacht habe.

„Seine Art und Weise war so unheimlich, und seine Augen stammten so seltsam, daß es sich wie ein Alv auf meine Seele legte.“

Aber, Josepha, dann halt Gott, dann führten uns seine Engel dahin, wo er in süßen, weichen Tönen zu uns redete von seiner Güte und Barmherzigkeit.“

Und Elisabeth erzählte von dem Weigenpieler, den sie von ihrem Plätzchen in den Anlagen aus gehört, und Frau Hesse fügte hinzu:

„Josepha, ich glaube bestimmt, daß er blind ist und daß er trotzdem so schön und tröstlich zu spielen vermagte, und lust die alten, lieben Weisen meines Mannes; das erquickte unser Herz und weckte alte, schöne Zeiten auf.“

„O, tief da Josepha, spielte er eure Heder,

liebe Frau Hesse, dann war der Spieler auch unser Fritz! Fritz Domiko — und hier sitzt er schon und wartet auf uns, wie ich ihn gebeten hatte.“

Und vorwärts eilte Josepha auf einen jungen Mann zu, der im Schatten eines Baumes saß, ihn freudig begrüßend.

Es war wunderbar, aber es war wirklich, wie Josepha gesagt: da sah der blinde Weigenpieler, den sie so gerne gehört.

O welche Güte Gottes! Jez würden sie noch manchmal dem Spiele des Blinden lauschen, jetzt würden sie auch unter seinen Händen die Orgel von St. Paul erbrausen hören und aus ihren Harmonien lernen, ihr Herz wieder nach oben zu schicken, wo das keine, das auch Schmerz und Entbehrung gekannt, Ruhe gefunden.

Doch da führte ihnen Josepha schon den neuen, lieben Freund zu und sehr herzlich grüßten sie einander. Fritz dankte für das, was sie an Josepha getan; sie für alles Gute, das Josepha von ihm und seiner Mutter empfangen, wie auch für sein schönes Spiel, das ihnen selber Trost gegeben, bis endlich alle übereinkamen, vor allem Gott für seine Gnade zu danken; und weil sie nahe bei jener hübschen kleinen Villa — Herrn Widens Villa — waren, so mußten Frau Hesse und Elschen auch diesen gütigen Herrn kennen lernen.

Und wunderbar war's, daß zum Schluffe Fritz einige der schönen alten Melodien spielte:

Es blüht der Blumen eine  
Aus ewig grüner Au,  
Wie diese blühet keine,  
So weit der Himmel blau.  
Wenn ein Betrübter weinet,  
Getröstet ist sein Schmerz,  
Wenn ihm die Blume scheint  
Aus leidenvolle Herz.  
Und wer, vom Feind verwundet  
Zum Tode niederstinkt,  
Von ihrem Duft gesundet,  
Wenn er ihn gläubig trinkt.  
Die Blume, die ich meine,  
Sie ist euch wohlbekannt,  
Die Heidenlose, Reine,  
Maria wird genannt.

Nein, so schön und lieblich war noch kein Abend gewesen, wie dieser. Es war schade, daß man in Müntels Garten mußte; sonst hätte man gern des freundlichen alten Herrn Einladung angenommen und wäre noch ein Stündchen sitzen geblieben; so aber mußten sie gehen.

Karl war sehr empfindlich, sie durften ihn nicht vergeblich warten lassen. Auch konnte Josepha nicht leugnen, daß sie unruhig war um den Jugendfreund. Sie mußte, daß sein neuer Freund nicht für ihn taugte und Ansichten hegte, die verderblich wirkten.

So nahm man in der Nähe des Einganges Platz, um auf die Kommenden acht haben zu können.

Frau Hesse, Elschen und Fritz schien die Zeit nicht lang zu werden; sie unterhielten sich vorwiegend. Aber Josephas Augen gingen unruhig um und um, bis sie endlich Karl in Begleitung mehrerer Herren in den Garten treten sah. Das war eine der vielgerühmte Francesco sel, vermutete sie zugleich, das waren die bösen Augen, vor denen Elschen sich so sehr gesürchtet hatte. Sie flüchteten unbeteiligt in die Josephas hinein und wie er sich gerade zu ihr setzte, da wußte sie ganz deutlich, daß Karl über sie mit jenem Manne gesprochen hatte und daß er versuchen werde, Er seine neuen Ideen über Volkswohl begründlich zu machen.

Das eine erregte der Fremde allerdings bald, in dem kleinen Kreise Wortführer zu sein. Er redete, wie man zu sagen pflegt, das Blau vom Himmel herunter, daß es fröstelnd und unheimlich durch die Herzen der Frauen zog und Karls erklühter Kopf vollends sich verabschiedete an der Weisheit des neuen Propheten.

Warum schwieg nur Fritz? Warum lezte er nicht Zeugnis ab, daß aus der Stunde keine Freiheit geboren wird, sondern eitel Unmöglichkeit? Er konnte es so gut! Oder dachte er daran, durch die Macht der Töne die unmaßstäblichen Wogen menschlicher Leidenschaft zu stillen?

Dort lag Herrn Francescos Geige. Ob Josepha das Instrument hier Fritz anbieten sollte? Jedoch, ehe sie noch in sich selbst die Frage entschieden, ergriff Herr Francesco selber das Instrument.  
(Fortsetzung folgt.)